

# Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

## INHALT

	Seite
Brüssel — Angora . . . . .	177
Die weiße Gefahr. Von Louis von Kohl . . . . .	180

**Nachdruck verboten**

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 100 Mark / Einzelheft 30 Mark

Verlag der Zukunft  
Charlottenburg, Königsweg 33  
1922

Vierteljahrspreis: 100 Mark; unter Kreuzband 110 Mark  
Einzelnummer: 30 Mark. Postscheckkonto Berlin 42792  
Verlag der Zukunft: Charlottenburg, Königsweg 33 (Wilhelm 1943)

Im Ausland:  
100%  
Valuta-Zuschlag

Ableinige Anzeigen-Annahme:  
Charlottenburg, Königsweg 33  
(Wilhelm 1943)



# SATYRIN

schafft  
**JUGEND UND KRAFT.**

SATYRIN — Gold für Männer.  
SATYRIN — Silber für Frauen.

Yohimbin-Hormon-Präparate  
von hervorragender Wirkung  
bei sex. Neurasthenie und Nervenschörungen.  
**Erhältlich in allen Apotheken**  
oder durch die

Akt.-Ges. **HORMONA**, Düsseldorf-Grafenberg.

**Brillanten** Perlen, Smaragde, Perlschnüre  
kauft zu hohen Preisen  
**M. Spitz** Friedrichstr. 91-92, I. Etg.  
zwisch. Mittel- u. Dorotheenstr.

**Schiffahrts-Aktien**  
Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons  
**E. CALMANN, HAMBURG**

10/32 PS **BERLIN W 8**  
UNTER DEN LINDEN 3  
**SZABO & WECHSELMANN**

# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrg. 16. September 1922

Nr. 51

## Brüssel – Angora

Leider kam es, wie es kommen mußte: die belgischen Verhandlungen scheiterten, trotzdem die Regierung am Tage vorher große Hoffnungen auf Erfolg erweckt hatte. Und sie mußten scheitern, denn statt der goldnen Früchte, von denen wohl Brüssel geträumt hatte, wollte man den Belgiern plötzlich achtzehnmonatliche Wechsel in die Hand drücken. Da die Reparationskommission aber nur einen sechsmonatlichen Respit gegeben hatte, blieb den Herren nichts anderes übrig, als ihre Hüte aufzusetzen und nach Brüssel zurück zu reisen. Beim Abschied sagten sie ein freundliches „Auf Wiedersehen“, welches jetzt natürlich als ein Zeichen des kommenden Erfolges ausgelegt wird. Aber vielleicht zeigt es sich, daß es nur gewöhnliche Höflichkeit war.

Von Brüssel werden die belgischen Herren sich nach Paris begeben, um der Reparationskommission zu erzählen, welche Bedeutung man in der Deutschen Reichskanzlei dem Unterschied zwischen sechs- und achtzehnmonatlichen Wechseln beimißt. Aber leider kommen sie in einem Augenblick, der für die deutschen Interessen so ungünstig ist, wie nur denkbar. Die Stimmung in Paris hat sich inzwischen wesentlich geändert und ist jetzt so siegesstolz und zuversichtlich, daß sie weiteren Einräumungen Deutschland gegenüber nicht vortheilhaft sein wird.

Während man nämlich hier die Bedeutung langfristiger

Wechsel diskutirte, feierte die französische Orientpolitik einen glänzenden Triumph in Kleinasien. Französisches Geld, französisches Kriegsmaterial und von französischer Klugheit ersonnene Pläne machten es den kemalistischen Heeren möglich, den Griechen entscheidende Niederlagen zu bereiten, — aber freilich stellten die türkischen Siege gleichzeitig Europa vor neue schicksalsschwere Räthsel, Räthsel, die Englands Aufmerksamkeit von den mehr oder weniger glückseligen europäischen Gefilden ablenken werden und dadurch Deutschland verhängnißvoll werden können.

Denn so groß der Triumph der französischen Politik, so ernst und schwerwiegend ist die diplomatische Niederlage Britaniens. Im Osten verfolgt zur Zeit das Unglück den großen Lloyd George, — im Osten, wo klingende Worte keine Bedeutung haben und nur die Thaten kühner Männer entscheiden. Die nationalistischen Araber Bagdads machten schon England schwere Sorgen, und König Faisals Freunde werden wohl jetzt kaum abgeneigt sein, mit den siegreichen Türken, die sie sonst verabscheuen, zusammenzuarbeiten, nachdem sie jetzt gesehen haben, daß auch Frankreichs Freundschaft bedeutungsvoll sein kann — orientalische Politik war immer opportunistisch und der Freund von Heute wird leicht der Feind von Morgen. Vergebens werden jetzt englische Zeitungen versichern, daß die britische Regierung nicht daran denke, den Forderungen der Kemalisten nachzugeben, und vergebens werden englische Minister beruhigende Erklärungen im Parlament abgeben. Denn mit Kemal läßt sich nicht leicht verhandeln in englischer Sprache. Er und seine Freunde denken nämlich nicht allein an die Wiedererrichtung des osmanischen Reiches in Stambul, sondern eben so viel an den Rachekrieg gegen das verhaßte Großbritannien. Und heute hat England keinen d'Israeli, der seine starke und tönende Stimme erheben könnte, um Britaniens wackelndes Prestige wieder aufzubauen... Die Tage von Aranjuez sind längst vorbei und Lloyd George kein Beaconsfield!

Doch auch für Deutschland wird die kleinasiatische Frage verhängnißvolle Folgen haben können, denn alle diese politischen Fäden sind zusammengeknüpft und ineinander verschlungen. Was wird England jetzt wohl bezahlen, um Frankreichs Stimme und Stütze im Orient zu erwerben? Soll Deutschland das Opfer werden? Soll Frankreich freie Hände in Europa erhalten, damit Britanien freie Hand im Orient behalte? Die kommenden Tage werden entscheiden, ob Deutschlands finstere Zukunft noch dunkler werden soll, als sie bereits ist.

Schwarze Wolken verbergen den blauen Himmel Südeuropas und werfen ihre Schatten über die reichen Länder, in denen einst Europas feinste Kultur blühte. Eine neue türkische Herrschaft wird neue Thränen blutender Völkerstämme strömen lassen; wieder werden fruchtbare Länder verwelken unter der lahmen Hand der Osmanen und wiederum werden neue Kriegsbakterien über den Balkan gestreut.

Aber die selben dunklen Wolken werfen auch ihre Schatten über Deutschland, und wenn das große Gewitter sich entladet, wird es auch neue Sorgen und Entbehungen über das deutsche Volk bringen. Aber ist es nicht klüger und besser, dieser Zukunft — so finster sie auch sein mag — offen ins Auge zu sehen und mit männlichem Muth das kommende Unglück zu tragen, als seinen Kopf wie ein Vogel Strauß in den Sand zu stecken? Warum die Wahrheit mit nebligen Worten zu verhüllen suchen, wenn sie sich doch nicht verbergen läßt? Nichts ist gefährlicher als ein falscher Optimismus, der nur schlecht die innere Unruhe verbirgt. Nichts ist verhängnißvoller, als neue Hoffnungen zu erwecken, wenn man weiß, daß ihnen doch neue Enttäuschungen folgen. Je schwerer und ernster die Verhältnisse, um so werthvoller ist Wahrheit und Klarheit, denn früher oder später zeigt es sich ja doch, daß der Optimismus allzu verfrüht war und die Hoffnungen nur schillernde Seifenblasen.       \* \* \*



## Die weiße Gefahr

„Wer sich mit der politischen Wissenschaft beschäftigt, kann an nichts vorbeigehen, das die Natur des menschlichen Wesens betrifft.“

Etsujiro Uychara.

### I.

Der Earl of Cromer, Egyptens Organisator, veröffentlichte im Juliheft 1916 der englischen Zeitschrift „The Quarterly Review“ einen Artikel über das Verhältniß des Orients zum Westen. Seine Tendenz wird deutlich schon durch sein Motto angegeben, Kiplings berühmtes und mißbrauchtes Wort von den beiden Rassen, die niemals ganz zusammenkommen können. Die Abhandlung bringt mit anderen Worten nichts Neues. Diejenigen, welche mit Recht erwarten konnten, daß der berühmte Verfasser aus seiner reichen Erfahrung heraus bedeutungsvolle Auskünfte zur Beleuchtung des ostasiatischen Problems geben werde, wurden schnell und gründlich enttäuscht. Er erzählt nach der Art so vieler schriftstellerischer Dilettanten nur Anekdote nach Anekdote, erzählt sie, freilich, so fein und geistvoll, wie man es von dem Verfasser des „Modern Egypt“ erwarten konnte; aber keine einzige von ihnen trägt das Geringste dazu bei, das Verhältniß zwischen Ost und West unmittelbar zu beleuchten, und die Abhandlung weist deshalb auch keine neuen Wege in ein tieferes Verständniß der Asiaten. Es mag ja an und für sich sehr ulkig sein, daß ein indischer Polizist ein Stück Papier vom Boden mit den Zehen aufhebt, während sein englischer Kollege seine Hände dazu gebraucht, oder daß ein frierender Orientale zuerst seine Ohren bedeckt, während wir ängstlich unsere rote Nase im Rockkragen verstecken, wahrscheinlich aber leuchtet keinem Menschen sonst ein, wodurch diese Mittheilung dazu beiträgt, den Volkscharakter des Ostens zu erklären.

Mit besonderer Begeisterung giebt der Verfasser ein Verzeichniß wieder, worin Sir George Cornwall Lewis all die Dummheiten gesammelt zu haben glaubt, welche für ewige Zeiten die unüberbrückbare Kluft zwischen dem herrlichen, hochkultivirten Westen und dem barbarischen Osten unwiderruflich kennzeichnen. Einige der von ihm als besonders wichtig hervorgehobenen Punkte werden zur Genüge beweisen, wie unglaublich oberflächlich diese Weisheit in Wirklichkeit ist. Für den Osten werden als besonders typische Kennzeichen Despotie, Polygamie, Sklaverei, grausame Strafen, lose Kleider, Poesie und mystische

Prosa hervorgehoben, für den Westen dagegen freie Regierung (Irland?), Monogamie, persönliche Freiheit, milde Strafen (Tod durch den Strang, Tretmühle und lebenslängliches Zuchthaus?), strammsitzende Kleider (wahrscheinlich denkt Sir George an die Krinoline) und endlich beschreibende Prosa, wobei er offenbar die endlosen indischen Romane sowohl älterer als neuerer Herkunft und die eben so mannichfache chinesische beschreibende Prosa vollkommen vergißt. Diesem putzigen Potpourri von Großem und Kleinem gegenüber fällt es schwer, den Ernst zu bewahren, und man fühlt sich eigentlich versucht, das Gegentheil zu behaupten und zu beweisen. Das Typische für die Darstellung des Herrn Lewis und des Earls of Cromer ist nämlich, daß man in den Fällen dieser beiden Schriftsteller und durch die von ihnen angewandte „realistische“ Methode nur erreicht, einen zufälligen Zustand in einzelnen Gegenden und in einzelnen Zeiten zu charakterisiren, aber Zustände, die man genau eben so in westlichen Ländern in einzelnen Zeitperioden treffen könnte. Eine Charakterisirung östlicher Verhältnisse im Gegensatz zu den westlichen wird also durchaus nicht gegeben. Deshalb beweisen alle solche Anekdoten oder Aufstellungen, die ähnliche allgemeine und psychologisch gleichgiltige Verhältnisse hervorheben, gar nicht die eventuell grundlegenden Unterschiede in den Volkscharakteren des Ostens und des Westens. Und wenn man solche Werke liest, fragt man sich, ob nicht viel weiser als alle europäischen Bücher über dieses Thema jenes uralte chinesische Wort ist, das erklärt, die menschliche Religion sei überall die selbe, nur die Form der Religion wechsele mit dem Ort. Liegt nicht vielleicht hier die endgiltige Wahrheit? Der Mensch bleibt immer der Selbe; in den tiefsten Gedanken, Hoffnungen und Träumen der Menschen des Ostens und des Westens gab und giebt es keine Kluft, denn sie waren und sind nur Menschen und werden es immer sein. Ihre Lebensformen dagegen müssen sich unter dem Einfluß der wechselnden Lebensbedingungen stets verschieden gestalten; aber hinter diesen ewig sich ändernden Lebensformen versteckt sich stets nur ein Mensch; und dieser Mensch ist immer der Selbe.

Deshalb steht auch fest, daß, wie große Verschiedenheiten man zwischen dem äußeren Leben des Ostens und des Westens nennen könnte, eben so viele Aehnlichkeiten hervor gehoben werden können, und zwar Aehnlichkeiten, die von ganz anderer Bedeutung sind als jene äußerlichen Verschiedenheiten, die selbst der Globetrotter, sogar der Journalist erkennen kann. Freilich muß man einräumen, daß diese Globe-

trotterauffassung von vielen mehr oder weniger rühmlich bekannten Männern getheilt wird, die über den Osten schrieben, ohne jemals einen Versuch gemacht zu haben, die Seele des Ostens kennen zu lernen, — wenn man überhaupt den Ausdruck „Seele des Ostens“ gebrauchen darf: denn was ist eigentlich Ost und was ist West, daß man die Völker alle über einen Kamm scheeren kann? Schließlich und endlich sind die Verschiedenheiten vielleicht größer zwischen einem Japaner und einem Bengalen, als etwa zwischen einem Franzosen und einem Japaner. Selbst Lord Curzon hat in seinem großen Werk „Problems of the Far East“ auf der Grundlage langer Studien erklärt: „Die Verschiedenheiten der Völker sind in Asien viel tiefer als in irgendeinem anderen Welttheil“, und er erwähnt als Beispiele die tiefen Unterschiede zwischen Türken und Malayen, zwischen Japanern und Persern, die viel tiefer sind als die Unterschiede zwischen Preußen und Spaniern, zwischen Holländern und Griechen. Ueberhaupt darf man vielleicht sagen, daß sowohl in dem einen wie in dem anderen Welttheil die menschliche Natur viel zu vielfältig ist, als daß sie mit solchem verallgemeinernden Schlagwort zusammengefaßt werden könnte. Sie ist ein köstliches Instrument mit allzu bunten und mannichfachen Tönen, als daß Ausdrücke wie „Asiens Geist“ und „Die Seele des Ostens“ etwas Anderes sein können als wohlklingende, aber leere Worte eines oberflächlichen Journalismus.

Doch solche Betrachtungen haben natürlich nicht verhindern können, daß eine unendliche Reihe von politischen Globetrottern und Journalisten diese Schlagworte ins Unendliche wiederholt hat, um die alte dumme Lüge von der unüberbrückbaren Kluft zwischen den angeblichen „Seelen“ des Ostens und des Westens hervorzuheben: „Nach wochenlangen Anstrengungen“ heißt es, zum Beispiel, in „To Morrow in the East“, „ist das Resultat nur eine Bestätigung der Breite und Tiefe jener Schlucht welche den Osten vom Westen trennt.“ Leider giebt es auch einzelne besonnene und weitblickende Männer, die geglaubt haben, daß es niemals zu fester Versöhnung zwischen dem Osten und dem Westen kommen könne. Zu ihnen gehören unter anderem Meredith Townsend, der sich in seinem Werk „Asia and Europe“ auf diesen Standpunkt stellte, und Henry Norman, der in seinem sonst klugen Buch „The Peoples and politics of the Far East“ auch von dieser angeblich unüberbrückbaren Kluft spricht; freilich aber scheint es sich für ihn um eine von jenen verhängnißvollen Rassentheorien zu handeln, die hier in Deutschland unter der Führung eines Houston Steward



Chamberlain so viel Unheil in unreifen Köpfen angestiftet haben; denn der in anderen Beziehungen so nüchterne Norman braucht leider mit Vorliebe die gefährliche Phrase von dem „heiligen und unausrottbaren Rassenunterschied“.

Dieser Standpunkt europäischer Journalisten, Globetrotter und Rassenfanatiker ist wahrhaftig unendlich fern von dem asiatischen Standpunkt, der zum Ausdruck kam in den Worten eines japanischen Staatsmannes, der es als das Ziel Japans betrachtete, den Osten mit dem Westen zu versöhnen. Ein junger chinesischer Student brachte den selben erhabenen Gedanken zum Ausdruck in einem Artikel der „Westminster Review“: „Denke daran, daß auch die Orientalen Menschen sind! Der Unterschied zwischen Ost und West ist in Wirklichkeit nur ein Gradunterschied und kein Unterschied der Art. Und wir sehen nicht ein, warum wir nicht das selbe thun können sollten, was vor uns die Europäer gethan haben . . .“

Doch giebt es zum Glück auch Europäer, die tiefer sehen als schriftstellernde Politiker, Journalisten und Globetrotter, tiefer auch als jene Rassenhetzer, die nur den Haß und den Neid predigen, sei es aus ideellen oder aus patriotisch-politischen Gründen. Solche Männer sind Henry Dyer, früher Professor an der Universität in Tokio, der sagt, daß „alle Raisonsnements solcher Schriftsteller eben so oberflächlich sind wie ihre Beobachtungen“; und der tapfere Erzdiakon Banister von der St. Johns Cathedral in Hongkong, der in einer Predigt dem Gedanken von einer Versöhnung von Ost und West einen so schönen Ausdruck gab, wie kaum irgendein Anderer vor ihm. Er betonte mit vollem Recht, daß „es für die höchste Kultur keine Trennung in Farbe und Rasse giebt und keinen Unterschied zwischen Weiß oder Schwarz, Braun oder Gelb . . .“

## II.

Wenn jene Theorien, welche die Kluft zwischen Ost und West so scharf pointieren, eben nur Theorien wären und keine Spuren im praktischen Zusammenleben der Europäer mit den Völkern des Ostens hinterließen, könnte man sie eigentlich mit Ruhe und Gleichgiltigkeit kennen lernen. Denn ein wirklich einsichtsvoller Leser solcher Bücher würde sich doch niemals durch sie zu einem unrichtigen Urtheil über das wahre Verhältniß verleiten lassen. Leider liegt die Sache aber anders. Diese Theorien sind stets entscheidend gewesen nicht allein für das Auftreten der einzelnen Europäer in Asien, sondern auch für die europäische Politik. Holländer, Deutsche, Franzosen, Belgier und Engländer haben sich im Verkehr mit den Eingeborenen in gleichem Maße

versündigt gegen die einfachsten Menschlichkeitbegriffe vom Standpunkt jener Theorien aus; und auch die Politik sämtlicher europäischer Staaten ist stets von diesem Uebermenschenstandpunkt aus geleitet worden.

Besonders unheilvoll ist hierbei nämlich, daß die Europäer nicht nur der Meinung sind, daß die Kluft zwischen Ost und West in andersartiger Wesen- und Gewohnheit liegt, sondern auch (und zwar viel mehr) in dem Werth und der qualitativen Vornehmheit der Völker. In ihren Augen steht die europäische Kultur so unendlich viel höher als die orientalische und ist so unendlich viel werthvoller, daß die Europäer sich einfach als Götter den Asiaten gegenüber fühlen. Alles, was zum Westen gehört, ist in den Augen der großenwahnsinnigen Europäer vortrefflich, edel, gut und schön; während Alles, was vom Osten stammt, stets (im besten Falle) zweitklassig ist, etwas Inferiores und in den Augen von Millionen selbstzufriedenen Christen etwas geradezu Böses, Hinterlistiges und Gefährliches, etwas Tigerhaft-Verführerisches, das direkt von dem Teufel selbst herührt. Noch der ärgste Bandit, aus Whitechapel oder dem Norden Berlins, glaubt, wenn er nach dem Osten als Heizer kommt, ein Mensch höherer Art zu sein, als der vornehmste Chinese oder Hindu in seinen Augen es ist. Und selbst der schmutzigste Schlingel aus den Kaschemmen europäischer Großstädte, der als Kohlenkuli nach Asien fährt, würde sich nur in besonderen Situationen herablassen, den höflichen Gruß eines hohen Mandarinen oder eines aristokratischen und gelehrten Brahmanen zu erwidern. Denn alle diese weißen Edelmenschen gehören ja zu der mächtigen Herrscherrasse, welche die gesammte übrige Welt durch Waffen, Branntwein und Syphilis erobert hat, während die Anderen nur Niggers oder gelbe Affen sind. Jeder Europäer leidet nämlich, wie Meredith Townsend richtig sagt, im Osten unter der unglückseligen Vorstellung, daß es eine Herabwürdigung, eine Degradation sein würde, wenn er sich mit „den Farbigen“ einließe.

Ananda Coomaraswami, der doch ein Freund und Bewunderer Englands in vielen Beziehungen ist, hebt im Vorwort zu seinen Essays über den indischen Nationalismus hervor, welche Veränderungen im Laufe von wenigen Wochen mit den Engländern geschieht, die nach Indien fahren: sie nehmen ein herablassendes, überlegenes und beschützendes Wesen an, das nur verwunden und kränken kann; der Verfasser nennt die Anglo-Inder auch in einer späteren Abhandlung „die arroganteste Kaste in Indien“. Und das Selbe gilt von allen Weißen.

Aber nicht nur in Indien, sondern in ganz Asien tritt der weiße Mann in dieser Weise auf. Unnötig ist es, von dem Auftreten der Holländer oder Franzosen in ihren Kolonien zu sprechen. Die Franzosen werden ja in dem heißen und ungesunden Klima Cochinchinas zu grausamen Wollüstlingen, im Vergleich zu denen ein Marschall De Retz oder ein Marquis de Sade Waisenkinder sind; es ist ja auch typisch, daß der französische Beamtenstand in ihren Kolonien nur von mißlungenen oder im besten Fall halb mißlungenen Exemplaren der weißen Rasse rekrutirt wird. Was die Holländer in ihren Kolonien thun, ist wieder anderer Art; die Weise, in welcher sie ihre chinesischen Arbeiter in den von holländischen Handelsgesellschaften errichteten Bordellen, Opiumhöhlen und Spielhöhlen ausplündern, ist ein Kapitel für sich; wer es kennen will, braucht nur Multatuli zu lesen.

Die Herrschaft Englands in Indien ist hier wohl so bekannt, daß man es nicht näher zu schildern braucht. Ein einzelnes Citat aus Sir Walter Stricklands Buch „The Black Spot in the East“ mag genügen: „Wenn es eine Gerechtigkeit im Himmel gäbe, würde jeder Tropfen Thee, welchen die Engländer zu Hause trinken, sich in ein Gift verwandeln, welches das Mannesthum ihrer Rasse untergrub und sie in degenerirte und harmlose Schwäche verwandelte. In meinen Augen ist Ceylon die Insel der Verzweiflung; wenn ich daran denke, schäme ich mich, Engländer zu sein. Sie ist nur ein Denkmal des unverbesserlichen Egoismus und der unersättlichen Gier unserer Kolonisten in Asien. Es ist ein furchtbarer Gedanke, daß im Tiefsten ihres Herzens die Engländer sich darüber freuen, daß dreihundert Millionen ihrer indischen Mitbürger halbwegs verhungern, so daß sie im Fall eines neuen Aufruhrs schnell durch Repetirgewehre und Schnellfeuerkanonen massakrirt werden können, ohne daß man nötig hat, einen ernsten Verlust für die christlichen Tyrannen zu befürchten.“

Und wie war das kombinirte Großmächteheer, das die Kultur der Welt während des Boxeraufstandes in China retten sollte? Es zeigte sich, ohne Unterschied der Nationalität, als eine Bande von Dieben und Räubern, die überall mordeten, Frauen schändeten und stahlen. Ein hervorragender englischer Schriftsteller Lowes Dickinson hat in seinen „Letters from John Chinaman“ das Auftreten dieser europäischen Horden in Peking sans phrase geschildert als die unverwüstliche Schmach, die es thatsächlich für alle beteiligten Staaten war. Mit flammenden Worten läßt er seinen John Chinaman sagen: „Fraget

Christus, der die Menschen liebte und den Ihr zu verehren vorgeht, ob er urtheilen will zwischen uns, die in Verzweiflung aufstehen, um unser Land zu retten, und Euch, die Ihr ein Verbrechen mit neuen Verbrechen rächt und Euch nicht einmal dazu Zeit nehmt, zu bedenken, daß die Verbrechen, die Ihr rächt, die Frucht Eurer eigenen Ungerechtigkeit sind.“ Und John Chinaman ruft, Haß im Herzen, den europäischen Soldaten zu: „Unser Pöbel war grausam und barbarisch. Jawohl. Und Eure Truppen? Ja, Eure Truppen, Ihr christlichen Nationen? Fraget nur das ehemals fruchtbare Land von Peking bis zur Küste! Fraget die Leichen der gemordeten Männer, die geschändeten Frauen und die mißhandelten Kinder! Fraget die Unschuldigen, die mit den Schuldigen zusammen zu Tausenden gemordet wurden!“ Und Jeder, der sich um den Osten kümmert, erinnert sich vielleicht noch an den bitterbösen Witz aus einem englischen Witzblatt: „Die chinesischen Truppen in Peking haben offenbar Größenwahn gekriegt. Sie haben die Stadt geplündert, als ob sie Vertreter sämtlicher führenden europäischen Armeen wären.“

Kein Wunder, daß die Europäer Haß ernten mußten, wo sie Haß gesät hatten, und daß selbst europafreundliche Asiaten sich verpflichtet fanden, die Weißen zu warnen. Noch während des Krieges machte, zum Beispiel, der japanische Dichter Yone Noguchi in einem Artikel in „The Nation“ den Engländern den Vorwurf, daß sie im Osten stets bereit seien, „das Recht des Eroberers mit der stolzen Kälte ihres Wesens durchzuzwingen“; und selbst der kluge und sonst in ernstesten Sachen so schweigsame Li Hung Tschang räumte ja auch in seinen Aufzeichnungen ein, daß „in China Alle die Europäer hassen, diese fremden Teufel.“

### III.

Niemand darf darüber staunen, daß dieser freche Pöbelhochmuth der Europäer stets begleitet wurde von einer grenzenlosen Unwissenheit alles Dessen, was die Kultur des Ostens betrifft; obgleich es doch eigentlich selbstverständlich sein sollte, daß Jeder, der in orientalischen Ländern wirken will, sich jedenfalls einige der Kenntnisse schaffen muß, die einzig und allein ein wirkliches Verständniß der Natur und der natürlichen Forderungen des Ostens beibringen können. Aber die weißen Herren, die mit so tiefer Geringschätzung auf die Völker Asiens herabsehen, spüren natürlich keine Lust, diese in ihren Augen inferiore Welt näher kennen zu lernen. Und sie begnügen sich deshalb am Liebsten entweder mit den rein ober-

flächlichen Beobachtungen, denen man bei den meisten Europäern im Osten begegnet, oder mit scheußlichen populärwissenschaftlichen Darstellungen von der sogenannten Seele des Ostens und der Kultur Asiens, welche die Wuth jedes Fachgelehrten auf diesem Gebiet mit Recht erregt. Für den Standpunkt der meisten dieser weißen Horde ist in dieser Beziehung eine kleine Anekdote, die Professor Nelson Fraser, ein englischer Lehrer in Indien, mittheilt, typisch. Er hatte eines Tages Besuch von einer bekannten Landsmännin, die sich selbst mit der Kunst des Malens beschäftigte (man kann sich ungefähr denken, wie), und er zeigte ihr bei dieser Gelegenheit seine Sammlungen jener wundervollen indischen Skulpturen, die besser als viele Bände die tiefe Seele ihrer Schöpfer enthüllen und übrigens auch Deutschen durch vortrefflich illustrierte Publikationen bekannt geworden sind, nicht am Wenigsten durch die Arbeit der schönen Ostasiatischen Zeitschrift. Aber die europäische Künstlerin entgegnete überlegen und gleichgiltig: „Ich interessire mich nicht für groteske Sachen.“ Und welche Anekdoten könnte man nicht erzählen von den Einkäufen europäischer Reisender in den „Kunst“-Buden Chinas und Japans, die speziell für Europäer eingerichtet sind und deren Waaren früher meistens in Deutschland fabrizirt waren. Ueberall merkt man das Selbe: an keinem Ort Asiens kümmert sich die große Menge der Europäer darum, über die grundlegende Kultur des Landes Wissen zu erwerben, und leider gilt Dies nicht allein für die zufälligen Reisenden, sondern in beinahe größerem Maße auch für die Beamten und die Schriftsteller.

Einen besonders interessanten Beitrag zur Beleuchtung der europäischen Unwissenheit, sogar über das Wesen jener Nationen, welche die betreffenden Weißen selbst beherrschen, hat der Pandit Shyama Shankar, magister artium und Barrister-at-law, in einem Vortrag gegeben, den er in dem Colleg der Universität London während des Krieges hielt und der nachher in Natesans vortrefflicher „Indian Review“ veröffentlicht wurde. Der Pandit stellte zunächst fest, daß Englands Unwissenheit in Bezug auf Indien einfach kolossal sei. Nicht Einer von Tausenden ahnt, ob Indien von Wilden oder von civilisirten Völkern bewohnt ist. Er erzählte weiter, wie man in England über die bedauernswerthen Eigenschaften des indischen Volkes spricht aber gar nichts weiß von seiner aufopfernden Thätigkeit und von seiner Opferwilligkeit selbst während des Krieges an der Front. Er weist nach, wie vollkommen unwissend die englischen Beamten über das Land ihrer Thätigkeit sind; sie halten sich ja auch

stets fern von den Eingeborenen und lernen sie deshalb niemals kennen; sie verbringen ihre freie Zeit in den Clubs und lauschen sonst nur dem Klatsch ihrer Dienerschaft; mit diesem Wissen ausgerüstet, wandern sie nach einigen Jahren dann nach England zurück, ohne nur das geringste Verständniß von dem indischen Volke erreicht zu haben. Hochmüthig sind sie Alle. „Der englische Beamte ist ein Halbgott, mit dem das indische Volk nur durch Vermittelung von Zwischenmännern, den halb-englisch erzogenen Babus, in Verbindung kommen kann.“ Und er hebt zum Schluß hervor, wie gefährlich es für das britische Empire sei, daß es in so grenzenloser Gleichgiltigkeit und Unwissenheit Indien zu beherrschen wähnt: „Lasset nicht durch Unwissenheit dieses ruhmgekrönte Reich zu Grunde gehen!“

„Doch (fügt er hinzu) sei zur Ehre Europas gesagt, daß es ein Volk jedenfalls giebt, dessen gründliches Studium indischer Kultur hervorgehoben zu werden verdient: das deutsche. Er betont, daß in Deutschland mehr über Indien geschrieben worden ist als in England, das doch so viele Jahre lang Indiens Herrscher gewesen ist, und er erinnert daran, daß auch der größte Indologe der Briten, Max Müller, Deutscher war, eben so wie der größte jetzt lebende Sanskritforscher Indiens ein Deutscher sei. Er erwähnt schließlich die charakteristische Thatsache, daß bei einer internationalen historischen Zusammenkunft in England es nicht englische, sondern deutsche Professoren waren, die Interesse für indische Verhältnisse zeigten; es fiel ihm eben so auf, daß derjenige Mann, der bei dieser Gelegenheit den größten Eifer von allen bewies, seine indischen Volkslieder kennen zu lernen, ein Deutscher war . . .

Jedem leuchtet ein, daß ein so summarisches Urtheil über die Europäer im Allgemeinen und die Engländer im Besonderen, ungerecht sein muß. Die Masse sämmtlicher europäischer Völker ist freilich eben so unwissend wie die Zentralafrikanischen Affen. Aber es giebt auch in allen Ländern einzelne Männer, die mit Fleiß, Energie und oft Genialität die Verhältnisse und die Kulturen Ostasiens studirt haben. Wenn man auch Deutschland besonders hervorheben muß, weil es ja überhaupt auf allen wissenschaftlichen Gebieten führend ist, darf man nicht so ungerecht sein wie der indische Pandit, der die mächtigen Einsätze Frankreichs und Englands für das Studium asiatischer Kultur in der ungerechtesten Weise unterschätzt. Auch unter den englischen Beamten gab es viele, die für die Völker des Ostens in der idealistischsten Weise Leben und Stellung riskirten. Selbst bei jenen Männern, deren Thätigkeit im Osten

von den Völkern dort verflucht und gehaßt geworden ist, kann man tiefe Liebe und tiefes Verständniß zu den Kulturen Asiens finden. Ein Beispiel ist Lord Curzon; sein Name wird sonst nicht gesegnet in Indien, dessen Volk er politisch wenig beachtete. Im Vorwort zu seinem hochinteressanten Werke „The Problems of the Far East“ erkennt er offen und dankbar Europas Schuldenlast an Asien an, woher wir unsere höchsten Ideale, unseren Glauben, unsere Sittenlehre selbst bekamen und dem wir auch „das edelste Werk der Weltliteratur verdanken: Das Alte Testament; die süßeste Poesie: Den Hochgesang Salomos“. Von dort wurde auch die europäische Wissenschaft in tiefster Weise befruchtet. Von dort kam die „geistvollste und am Meisten verfeinerte menschliche Schöpfung: die mohammedanische Architektur. Von dort kamen Chinas Porzellan, Persiens Fayencen, Japans unsagbar geniale Kunst“. So sprachen wohl Einzelne . . . Aber für die Mehrzahl der Europäer waren und blieben die Völker Asiens nur farbige Barbaren, gelbe Teufel und braune Affen. Bei ihnen, und besonders bei den meisten Briten, hat Unwissenheit und Hochmuth ein unzerreißbares Bündniß geschlossen, das den von diesen Europäern beherrschten östlichen Völkern das Leben heißer als die Hölle macht.

Nicht ohne Grund lobt deshalb Shyama Shankar Deutschland auf Englands Kosten und deshalb ist er auch nicht der Einzige, der Dieses thut, denn im Osten hat nicht deutsche Wissenschaft allein, sondern auch deutsche Industrie und deutsches Heerwesen unendlich viele Bewunderer gefunden. Bezeichnend sind in dieser Beziehung die wahrsagerischen Worte, die Yone Noguchi in seinen zuvor citirten Artikel schrieb: „Wenn der Krieg vorbei ist und die Aufmerksamkeit der Welt sich wieder einmal nach dem Osten wendet, so wird meiner Meinung nach nur diejenige Nation wirklich Sieger werden, die sich gänzlich frei machen kann von den Vorurtheilen des Westens dem Osten gegenüber, diejenige Nation, welche ihre Arme Asien entgegenbreitet in demüthiger Hingabe und Liebe. Wer will die östliche Rasse gewinnen? Ich erdreiste mich, zu sagen, daß Deutschland, wenn es nach dem Krieg die Bitterkeit der Erkenntniß ausgekostet hat, bessere Aussichten dazu haben wird als irgendeine andere Nation der Welt.“

#### IV.

Doch in seiner Unwissenheit und seinem Hochmuth kümmernte sich der Westen natürlich nicht im Geringsten darum, ob er geliebt wurde oder nicht. Die Meisten schenkten diesem

Umstand niemals irgendeinen ihrer erhabenen europäischen Gedanken und nur in einzelnen Momenten konnte eine panische Angst, hervorgerufen aus sensationellen Mittheilungen europäischer Zeitungen, die sich in der Gurkenzeit stets mit der großen Seeschlange und mit östlichen Problemen beschäftigen, wach werden. Manchmal geschah es ja auch, daß einige zu frech gewordene Missionare gemordet worden waren, weil sie sich in Sachen gemischt hatten, die sie nicht angingen, und daß in Ermangelung eines besseren Feuerwerks einige Missionstationen angezündet wurden. Aber im Ganzen dachte sich kein Mensch, daß irgendeine Gefahr aus dem Osten drohen könne. Phantasievolle Schriftsteller schwatzen freilich genug über fürchterliche Zukunftinvasionen in Europa, diese herrliche Heimstätte der allein seligmachenden arischen Kultur. Und hier und da benutzten eben so phantasiereiche Politiker die „Gelbe Gefahr“ als ein politisches Schreckmittel, das mit Erfolg zu gebrauchen ist in den dazu eingerichteten Parlamenten und bei den oft wiederkehrenden Gelegenheiten, wo eine schwierige Frage leicht und bequem durch ein leeres Schlagwort oder ein neues fernliegendes Problem gelöst wird. Sonst schlief die weiße Welt ruhig weiter auf dem Kopfkissen ihres guten Gewissens. Im Grunde glaubten wohl auch selbst die Klügsten unter ihnen, daß der Osten viel zu feig, zu schwach und zersplittert sei, um sich zu politischer That zusammenraffen zu können. Noch lebte unter den Meisten der alte Wahn, daß Asien in tiefen Schlaf versunken sei und niemals wieder wach werden könne. Typisch für die allgemeine Auffassung war eben die Beschreibung Matthew Arnolds von der unerschütterlichen Ruhe des Ostens und seiner angeblichen Ergebung in sein Schicksal:

„The East bowed low before the blast  
in patient deep disdain.  
She let the legions thunder past  
then plunged in thought again . . .“

Mag sein, daß der Dichter einst richtig sah (und selbst Dies ist zweifelhaft), so gilt sein Wort in keinem Fall mehr jetzt: Der Osten ist erwacht.

Die Zeit, in der Asien demüthig sein Haupt unter die eiserne Ferse des weißen Herrschers beugte, ist vorbei. Es hat sein eigenes Wesen schätzen gelernt, es versteht jetzt sein Recht und kennt seine Stärke. Es hat entdeckt, daß, wie der Westen bisweilen unruhig träumt von den unbekanntem Schrecken einer Gelben Gefahr, die ihm droht, genau so, nein, mit unendlich



viel mehr Ernst und Recht es selbst eine noch furchtbarere und ganz anders thatsächliche Gefahr fürchten muß.

Denn das Verhältniß zwischen Ost und West, also das ostasiatische Problem als Ganzes, kann (was man in Europa meistens vergaß) von zwei Seiten gesehen werden; und bevor man Dieses zu thun versucht hat, kann man überhaupt gar nicht daran denken, es lösen zu wollen oder auch nur darüber zu diskutieren. Bisher wurde dieses Verhältniß nämlich nur vom europäischen Standpunkt aus gesehen, so daß es sich ausschließlich als eine Gelbe Gefahr zeigte, das heißt als eine Gefahr für Europas ökonomische und politische Interessen im Osten. Aber von der asiatischen Seite betrachtet, sieht es ganz anders aus. Da enthüllt es sich nämlich als eine Weiße Gefahr. Und was für uns nur ein vages Nebelgebild zu sein scheint, zeigt sich den Völkern des Ostens als eine warnende Feuersäule.

Die Weiße Gefahr: das ist das ostasiatische Problem, vom östlichen Standpunkt betrachtet. Und für die asiatischen Augen scheint die Weiße Gefahr eine grenzenlos ernste Sache, eine unsagbar blutige Drohung gegen Alles, was jedem einzelnen Volke das Liebste und Heiligste auf dieser unheiligen Welt ist: die Unabhängigkeit der Erde seiner Väter, seine ererbten Gewohnheiten, der Glaube seiner Väter und Vorväter, die durch Jahrhunderte sich ständig entwickelnden Traditionen seines Volkes auf allen Gebieten, die Kunst und die ganze Kultur seiner Rasse. In Wirklichkeit verbirgt sich hinter diesem weißen Gespenst eine unergründbare Welt von Haß, Rachsucht und Verachtung, die nur aus der natürlichen Liebe zu dem heiligen Erbe der Vorväter geboren ist. Denn dieser weiße Schrecken enthält in sich die Erinnerung an die blutigen Ereignisse der früheren Zeiten, als Männer wie Warren Hastings und Lord Clive Indien plünderten und als die indischen Patrioten, die einen Freiheitskrieg gegen ihre englischen Unterdrücker begonnen hatten, an den Kanonmündungen der britischen Truppen festgebunden wurden; als eine englische Flotte und englische Truppen China zwangen, seine Häfen dem Opium zu öffnen, das die Bevölkerung des Landes furchtbarer als irgendeine Krankheit verheerte; oder als die Schiffe der „fremden Teufel“ vor Japans blumengeschmückten Städten lagen und mit ihren schwarzen Kanonmündungen drohend in das ahnungslose Land hineinstarrten, dessen Seele, wie Motoori Norinaga in seiner berühmten „Tanka“ sagt, „wie die Blume der Bergkirsche ist, die in der Morgensonne ihre Schönheit entfaltet“. Und war die neuere Zeit besser? Das weiße Gespenst

weiß auch zu erzählen von den europäischen Truppen im Boxerkrieg, von dem Auftreten der Russen in der Mandschurei, von politischen Uebergriffen der Europäer bis zu den allerletzten Tagen, von Unterdrückung, Herrschsucht und Heuchelei, welche im Namen hoher Ideale nur Grausamkeit verbirgt und vollbringt. Es erzählt den Millionen Asiens von dem Spott und Hohn, der ihnen gezeigt wurde, von Heiligthümern, die geschändet und gestohlen, von Göttern, die bespuckt, von Jahrhunderten voll mühsamer Arbeiten, die in einem einzigen Augenblick vernichtet wurden. Es erzählt ihnen von den Hunderttausend Asiaten, von Millionen brauner und gelber Brüder, die ewig und immer, Tag und Nacht, Sommer und Winter für die fremden weißen Herren Sklavendienste leisten müssen und als Dank dafür die allergnädigste Erlaubniß bekommen, ihre Frauen und Kinder hinsiechen und verhungern zu sehen. Es ruft laut jedem Manne der farbigen Rassen Worte des Hasses zu, den rothaarigen Völkern gegenüber, die als übermüthige Besitzer auftreten, wo sie nichts zu thun haben, und doch immer wieder den Reichthum und die Ehre der asiatischen Länder stahlen. Es schenkt den Söhnen Asiens bluterfüllte Träume von weißen Völkern, deren erster Glaubensartikel, wie der bengalische Richter Ameer Ali in „Nineteenth Century“ schrieb, lautet, daß „das Königreich dieser Erde jedenfalls der weißen Rasse gehöre“.

Für den Osten ist die Weiße Gefahr also eine sehr ernste Sache, die seit Langem die besten Männer beschäftigt hat. Selbst Freunde der Kultur Europas haben darauf hingewiesen, Männer, deren Herz noch immer in Dankbarkeit den Völkern des Westens gegenüber schlägt, deren Schüler sie selbst in vielen Beziehungen gewesen sind. Aber auch ihnen bedeutet „die Beherrschung des Ostens durch den Westen eine Gefahr für die edelsten Ideale der Menschheit“. „Die Bürde des weißen Mannes heißt, übersetzt in die Sprache des asiatischen Gedankens, die Weiße Gefahr“, sagt Ananda Coomaraswami in „National idealism“, „weil wir meinen, daß eine Welt voll von Europäern eine eben so arme Stätte sein würde, wie eine Welt, die nur von Indern und Chinesen bewohnt würde.“ Und wie ein Echo hallt es aus Japan wider in der Abhandlung des Unosuke Wakamiya in der Zeitschrift „Chuo Koron“: „Die Humanität des Westens ist Asien gegenüber Brutalität!“

So sprechen also selbst die Europa freundlich Gesinnten. Es fällt daher nicht schwer, sich vorzustellen, wie der Fanatiker oder die breite Volksmasse, die so hochmüthig und hart be-

handelt wird, denken muß. Selbst wenn Dr. Martin da übertreibt (was er nicht thut), wo er sagt, daß „der Fremdenhaß in China ein normaler Zustand sei“, so ist doch allein der Umstand, daß ein Mann, der so lange in China gelebt hat, Dies im Ernst behaupten kann, jedenfalls ein Zeugniß davon, daß die Stimmung den Europäern nicht freundlich sein kann. Einzelne haben das Selbe erkannt und eingestanden. Unter Anderem bekennt auch Meredith Townsend, daß Europa ganz außer Stande gewesen ist, die Völker des Ostens zu gewinnen, selbst wenn es deren Länder eroberte. „Nicht einem Stamm, nicht einer Kaste, nicht einer Provinz in Indien kann England vertrauen, wenn es in der Stunde der Noth Hilfe braucht.“ Und über China sagt er, das Einzige, was Europa erreicht habe, sei, daß „die weißen Völker als unerträglich hochmüthig und grausam betrachtet werden und als Leute, die nichts Anderes verstehen, als Geld zu verdienen, und durch die deshalb kein moralischer, kein geistiger Gewinn zu erlangen ist“. Eine bittere Erkenntniß; aber eben so wahr wie bitter. Und Hand aufs Herz: Wie könnte ein anderes Gefühl unter Völkern herrschen, die das Verhältniß zwischen dem bezwungenen Osten und dem erobernden Westen von der asiatischen Seite sehen, die jeden Tag ihres Lebens unter der Weißen Gefahr leiden, jeden Tag ihr Haupt in Demuth beugen müssen und für fremde Interessen schuften Tag und Nacht, — unter Völkern, die schweigend und geduldig sich begaffen lassen müssen wie Thiere in einer Menagerie, während all ihr Heiligstes befangert und betastet wird von jedem fremden Reisenden, der von dem „Märchen des Ostens“ faselt?

## V.

Eine Weiße Gefahr besteht also als Thatsache für die Völker des Ostens, weil sie von ihnen als etwas Wirkliches empfunden wird. Daß man diesen Alldruck gern von sich abschütteln möchte, leuchtet es ein. Daß man es auch versuchen will, ist nur natürlich. Europa hat außerdem selbst dem Osten die Parole gegeben, unter welcher der Kampf geführt werden muß und sie lautet: Asien für die Asiaten.

An den Universitäten Europas lernte die moderne asiatische Jugend ja alle die wohlklingenden Phrasen und Schlagworte kennen, unter denen die europäische Politik ihre wirklichen Absichten mit mehr oder weniger Erfolg zu verstecken pflegt: Nationalitätprinzip, Demokratie, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Unwillkürlich fragten sich dann allmählich die Völker

des Ostens, warum Europa sie unterjochen und tyrannisiren könne, wenn es zugleich stets behaupte, daß jedes Volk das Recht habe, in seinem eigenen Lande Herr zu sein, und daß jede despotische Regierung vom Bösen sei. Was der Westen für sich beanspruchte und was er als natürliches Menschenrecht predigte, durfte doch auch Asien für sich fordern; denn auch die Asiaten sind Menschen. Wie die Polen Jahrhunderte lang mit glühendem Eifer, bewundert von ganz Europa, für die Selbständigkeit ihres Landes gekämpft, wie die Iren für ihre Insel Blutströme vergossen, wie alle unterdrückten Völker Europas stets begeisterte Hilfe gefunden hatten im Kampfe für ihre nationale Freiheit: so fordern jetzt die Asiaten die selbe Freiheit für ihre Völker und für ihre Heimathländer. Und Die am Weitesten schauen, schufen dann von diesen Erwägungen heraus die flammende Parole, die jetzt allen östlichen Völkern das Ideal der Zukunft vor Augen stellt: Asien den Asiaten!

Klar und scharf hat Unosuke Wakamiya diesen großasiatischen Träumen in kühnen Worten Ausdruck gegeben: „Die großasiatische Bewegung bedeutet eine Zurückweisung des amerikanischen und europäischen Einflusses und die Entwicklung Asiens zum Vortheil der Asiaten. Sie bedeutet den Anspruch der neuen Asiaten, die Unabhängigkeit der asiatischen Civilisation wieder herzustellen, um die westliche Civilisation, die schon den kommenden Bankerott verräth, zu besiegen. Oekonomisch bedeutet sie die Forderung eines neuen Wirthschaftsystemes mit Asien als Centrum der Weltindustrie.“ Und als die Ursache dieser „großasiatischen“ Bewegung betrachtet er „den ungesetzlichen und rechtwidrigen Druck Europas aus Asien“. Anders, aber mit demselben stolzen Selbstbewußtsein ist das Programm der Gesellschaft Asia gi-kwai abgefaßt, worin es heißt: „Asien überragt alle anderen Welttheile an Größe, Einwohnerzahl und Reichthum der natürlichen Hilfquellen. Deshalb haben die hohen Kulturen aller Zeitalter ihren Ursprung in Asien gehabt und alle großen Weisen wurden in diesem Theil der Erde geboren. Edle Sitten und Gewohnheiten und eine vornehme Gesinnung zeichnen alle Asiaten aus, und die Erhebung Asiens muß deshalb zu gleicher Zeit von allen Asiaten begonnen werden.“

: Und Europa selbst hat dafür gesorgt, daß Dies keine leeren Worte sein werden; denn es lehrte den Osten die richtigen Mittel zum Erwerb seiner Rechte anwenden. In den Fabriken Europas, auf seinen technischen und militärischen Hochschulen, durch ausgesandte Sachverständige und durch Schaaren von Beamten, Handelsleuten und Technikern hat es

die asiatischen Völker die Waffen schmieden gelehrt, die sie für ihren Kampf nöthig brauchen, und jetzt sind die asiatischen Völker in diesen Künsten eben so tüchtig wie die Völker des Westens. Sie haben gründlich gelernt, daß es nicht, wie sie zuerst glaubten, Zaubermittel sind, die der weißen Rasse ihre Macht über fremde Völker erobert haben, sondern irdische Menschenmächtmittel, die sie eben so gut für sich selbst gebrauchen können, wie die weißen Europäer es gethan haben. Und warum sollten sie zögern, die selben Waffen und Mittel zu gebrauchen wie die Anderen? Die Völker des Ostens lassen sich nicht mehr hinters Licht führen durch die fettglänzenden Phrasen der Eroberer über Frieden und Freiheit und Kultur. Sie lernten auf den europäischen Schwindel von Menschenliebe pfeifen. Sie glauben nicht mehr an die Ehrlichkeit eines weißen Christenthums. Sie wissen jetzt längst, daß hinter die Bibel sich nur die Laster und Seuchen der Weißen, ihre Geldgier und ihre Herrschsucht, ihre Verlogeneheit, Grausamkeit und Perversität verstecken. Sie wissen zu genau, in welcher Weise Europa selbst seine Kolonien erreicht hat, und ohne Umschweife rathen jetzt japanische Schriftsteller offen ihrer eigenen Regierung, sich in der selben Weise die nothwendige Expansion zu schaffen. Symptomatisch für solche Stimmungen waren die Worte Takehoshis in der „Commercial Japan“: „Die Nationen erlangen manchmal neues Land durch Das, was man friedliche Durchdringung nennt; aber Japan wird vielleicht gezwungen werden, aggressiv vorzugehen, und wird dann kriegerisch genannt werden von jenen westlichen Nationen, die selbst längst durch kriegerische Mittel all Das erobert haben, was sie jetzt besitzen. Friedlich zu sein, ist leicht, wenn man Alles erhalten hat, was man beehrte; aber wahrlich nicht durch friedliche Mittel hat das Britische Reich' seine Ausdehnung erlangt. Alle Völker Europas haben den Grundstein zu ihrem Reichthum und ihrer Ausdehnung in der selben Weise gelegt. Wenn Japan jetzt wünscht, eben so groß zu werden wie die westlichen Nationen, dann muß es die selbe expansive Politik treiben wie sie, bis es mächtig genug geworden ist, um über Frieden schwatzen zu können.“ Wahrhaftig: Europa war ein tüchtiger Lehrmeister, Japan ein tüchtiger Schüler!

Dazu kommt eine höchst bedeutsame Sache, vielleicht das Wichtigste von Allem: der Osten hat in seinem Kampf gegen Europa einen zielbewußten Führer bekommen, denn Japan fühlt sich jetzt als den natürlichen Leiter des Ostens. Graf Okuma, der Weise von Waseda, hat Dies immer wieder aus-

gesprochen: „Bei den Mächten Europas findet man schon Anzeichen des kommenden Verfalles und das nächste Jahrhundert (also unseres) wird die Ruinen ihrer Reiche sehen. Wer ist dann besser geeignet, ihr Nachfolger zu werden als wir?“ Und er betonte oft genug, daß Japan der Vertreter und Führer des Ostens gegen die übrige Welt sein müsse, ein Vorkämpfer und Verteidiger der Ideale des Ostens in der ganzen Welt.

Man begnügt sich auch längst nicht mehr, in Japan selbst, unter einander, hierüber zu sprechen, sondern thut alles Mögliche, um den übrigen Völkern Asiens den selben unerschütterlichen Glauben an das Führerthum Japans einzuflößen. Typisch ist in dieser Beziehung ein Artikel in der großen Monatsschrift „Dai Nippon“, worin die Ansprüche, die Japan beim Friedensschluß stellen mußte, erwähnt wurden. Japan, heißt es da, mußte die Gelegenheit benutzen, um alle schwebenden Probleme auf dem chinesischen Kontinent, in Indien, der Südsee, in Australien, in Süd- und Nordamerika zu lösen. In allen Fragen, die den Fernen Osten berühren, solle Japan der berufene Diktator sein. Unbedingte Unabhängigkeit von England müsse gesichert und alles gegen die Interessen Japans Wirkende ohne Weiteres vernichtet werden.

Bezeichnend war auch ein Artikel in der Zeitschrift „Taimin“, worin Ryohei Uchida, der Herausgeber eines angesehenen Osakablattes, die großasiatischen Ziele der japanischen Politik darstellt. Er richtet sich direkt gegen England und besonders gegen Englands Herrschaft in Indien, ja, er nennt es offen die Mission Japans, Indien von der „unmenschlichen Herrschaft Englands zu befreien“, und fügt hinzu: „Denn Japan hat eine noch größere Verpflichtung Indien als China gegenüber. England hat unter der Regierung der Königin Viktoria den Indern Versprechungen gegeben; aber das Meiste blieb Papierfetzen. Deshalb werden wir eines Tages von Aufruhr in Indien hören und Japan wird dann Friedensstifter werden. Wir werden dafür sorgen, daß England seine Versprechungen erfüllt, oder werden wir Indien direkt helfen.“

! Werthvoll für Alle, die ihre Ohren benutzen wollen, um zu hören, und ihre Augen, um zu sehen, ist ein Artikel, den Dr. Kambe, Professor an der Universität Kioto, in der Zeitschrift „Taiyo“ schrieb und worin er sagte: „Japan ist der Beschützer der farbigen Völker, und auch das Volk Formosas soll wissen, daß es unter japanischer Herrschaft mehr und Besseres zu erwarten habe, als unter den weißen Männern, welche die farbigen Völker überall in der Welt unterdrückt haben. Das Blut aller östlichen Rassen rinnt in den Adern des Japaners

und es wird deshalb für ihn leichter sein, die ungleichartigen Völker des Ostens zu sammeln, als für irgendeine andere Nation. Jetzt, da Japan als das am Besten zur Führung im Osten geeignete Volk betrachtet wird, müssen die Völker Formosas, in Korea, selbst in China, alles ihnen Mögliche tun, um ihm behilflich zu sein in seinem Versuch, den Osten zusammenzuschmelzen und zu erweitern. Darin beruht ihre einzige Hoffnung, von der weißen Rasse unabhängig zu werden.“

Und dieser Gedanke von der führenden Stellung Japans in Asien hat nicht nur im Lande selbst zahlreiche Anhänger gefunden, sondern auch schon im übrigen Asien. In dem Buch des Inders Taraknath Das „Is Japan a menace to Asia?“ wird Japans aggressive Chinapolitik von einem panasiatischen Standpunkt aus vertheidigt. Merkwürdig ist, daß Tang Chao I, der bekannte chinesische Politiker, zu diesem Buch ein Vorwort geschrieben hat, in dem auch er auf Japan als den einzigen Staat hinweist, der im Stande ist, die Völker Asiens zu einer nicht allein ökonomischen und kulturellen, sondern auch politischen Einheit zu sammeln. Uebrigens sah man schon nach dem russisch-japanischen Krieg ähnliche Wahrzeichen. Schon damals huldigten zum Beispiel indische Buddhisten dem Sieg Japans als dem Sieg des asiatischen Geistes über das europäische Christenthum. Ananda Metteya sprach in der großen in Burma herausgegebenen Zeitschrift „Buddhism“: „Mit höchster Zufriedenheit erfahren wir jetzt, daß der furchtbare Krieg, den unsere Buddhistenbrüder in Japan so lange zu führen genöthigt waren, endlich vorbei ist; und wir sind um so mehr davon befriedigt, als Japan sich im Frieden noch größer gezeigt hat als im Krieg und den christlichen Staaten die Belehrung gab, deren sie so dringend bedurften, nämlich, daß Menschlichkeit, die höchste Selbstbeherrschung im Erfolg, und wahre Sittlichkeit nicht weniger verwendbar sind im internationalen Verkehr als im Leben der Individuen. Möge der Friede sich für Japan als Segen erweisen, damit es lange ein Vorbild zur Nachahmung für alle Nationen der Erde bleibe.“

## VI.

So naht denn mit Nothwendigkeit der Augenblick, wo das ostasiatische Problem in irgendeiner Weise gelöst werden muß. In Asien selbst war man lange schon darüber klar, daß die Spannung zwischen Ost und West beständig zunimmt und irgendwann zu einer Explosion führen müsse. „Der Kampf zwischen der weißen und der gelben Rasse wird unzweifelhaft heftiger“, schrieb längst Dr. Kambe in seiner Abhandlung

über japanische Expansion in „The Japan Magazine“. Unzweifelhaft ist Das richtig. Denn Tag vor Tag wird der Osten sich seiner großen Stärke mehr und mehr bewußt, Tag vor Tag sieht er, daß Europa sich dem vollkommenen allgemeinen Bankerot nähert in Folge der grenzenlosen Kurzsichtigkeit sämtlicher führenden Politiker in sämtlichen Ländern. Mit jedem Tag wird der Osten deshalb größere Hoffnungen hegen und immer größere Forderungen für die Zukunft Asiens stellen. Bald also muß die Stunde schlagen, in der die Träume der asiatischen Völker Wirklichkeit werden können.

Und wer kann leugnen, daß der Osten nur berechtigte Forderungen stellt, wie groß sie auch sind? Lange genug wurde Asien beherrscht und tyrannisiert von den übermüthigen Pygmäen, die den winzigen Blinddarm Europa an dem mächtigen Körper Asiens als die wichtigste Stelle der Welt betrachten. Wie man von dem Blinddarm vorläufig nur weiß, daß er den ganzen Körper vergiften und töten, aber nie nützen kann, genau so hat Europa in den Augen Asiens bisher nur Krankheit und Vergiftung über die ganze Welt gestreut und niemals eine einzige vernünftige That zur Verbesserung oder Vervollkommnung der Welt vollbracht. Warum sollen dann die Asiaten die Bewohner dieser abscheulichen Halbinsel schonen, wenn der Augenblick kommt, wo Asien stärker ist als Europa? Welche Barmherzigkeit und welches Mitleid haben wir zu erwarten von Denen, die wir in unserem arischen Dünkel und unserer christlichen Grausamkeit nur gemartert, getötet und geplündert haben? Warum sollten sie „die heiligsten Güter“ unserer sogenannten Kultur respektiren, nachdem wir ihnen bewiesen haben, daß wir selbst nicht das Geringste auf der Welt heilig halten, nicht einmal unsere eigenen ehrwürdigsten Traditionen in Politik oder Religion?

Aber noch hängt es hoffentlich von uns selbst ab, in welcher Weise das ostasiatische Problem gelöst werden soll: durch Kampf oder durch Versöhnung der beiden Rassen.

Noch ist es vielleicht, trotzdem so viele Kenner des Ostens den Kampf zwischen Asien und Europa als einzige Lösung wahr sagen, möglich, eine Versöhnung herbeizuführen. Aber der erste Anfang dazu muß die Erkenntniß sein, daß ein Standpunkt wie der des Earls of Cromer, Kiplings und der meisten europäischen und amerikanischen Schriftsteller und Journalisten, im Voraus die Möglichkeit selbst der leisesten Verständigung vollständig ausschließt; dieser Standpunkt war ja eben von je her das Gebrechen und die Gefahr der englischen Politik im Osten, wird ihr Verhängniß werden; und



die Abweisung dieses Standpunktes könnte die Stärke einer neuen deutschen Politik im Osten sein, wenn man sich überhaupt eine deutsche Weltpolitik und eine deutsche Staatskunst denken könnte. Denn es leuchtet doch ein, daß nur Verständigung zur Versöhnung führen kann. Und eine Verständigung ist wiederum nur möglich, wenn man ehrlich und ohne Vorbehalt sich in den Gedankengang des anderen Theiles zu versetzen vermag und erkennt, daß er das selbe Recht auf Leben, auf nationale und kulturelle Freiheit hat wie wir selbst.

Um in diese Klarheit zu gelangen, ist indessen eingehendes Studium der Völker des Ostens und die Einsicht nothwendig, daß das Spiegelbild ihres Wesens nicht allein in ihrer Religion, ihrer Kunst, ihrer ganzen geistigen Kultur zu suchen ist, sondern eben so auch in ihrem politischen und wirthschaftlichen Leben. Erst wenn man dieses vollkommen erkannt und damit auch das Allgemein-Menschliche bei den Völkern des Ostens so klar verstanden hat, daß man ihnen weder materielle noch ideelle Lebensformen aufzwingen will, sondern ihnen überläßt, selbst ihr Leben politisch und kulturell frei zu gestalten, erst dann hat man eingesehen, daß Ost und West freilich in ihren Gewohnheiten verschieden sind, aber in ihrem tiefsten Wesen, in ihren Hoffnungen, Träumen und Enttäuschungen gleich fühlende und gleich wollende Wesen. Erst dann ist die Grundlage geschaffen für eine Versöhnung der beiden Rassen. Erst dann schwindet die Weiße Gefahr, diese Schöpfung der Unwissenheit und des Hochmuthes des Westens. Erst dann sind Ost und West Brüder.

Und erst dann kann man überhaupt eine künftige europäische Politik im Osten wieder aufbauen. Eine Politik, die gleich entfernt ist von süßlicher Sentimentalität wie von starrköpfigem, lebensfernem Dogmatismus, eine Politik, deren Grundlage die einzig wahre ist für alle Staatskunst: Kenntniß von der Natur des menschlichen Wesens, von der Größe und Stärke ihres Strebens, aber auch von der großen Schwäche ihres Willens und den mannichfachen Mängeln ihrer Fähigkeit.

Vielleicht findet Europa, bevor es zu spät wird, trotz Allem Staatsmänner der Zukunft, die klug genug sein werden, um die weitschauenden Worte des Prinzen Henri von Orleans zu verstehen: „Wieder werden in Asien sich große Reiche bilden und entwickeln; und wer seine Stimme im Osten zu erheben vermag, Der darf auch zu Europa im Ton des Herrschers sprechen: Werde Asiat, dort liegt die Zukunft.“

Louis von Kohl.

# PELADANS WERKE

Unter Mitwirkung von Emil Schering  
als Uebersetzer vom Dichter selbst herausgegeben

---

*Strindberg, Gotische Zimmer*

*Peladans Material an Erlebtem und Gesehenem ist unerhört, sein Stil brennend vor Eifer, er taucht in den Schlamm hinunter, kommt aber immer wieder in die Höhe, schlägt mit den Flügeln und erhebt sich zu den Wolken. Sein glänzendster Roman ist die „Einweihung des Weibes“, ein Buch von der Liebe in allen Arten, Tonarten und Abarten; da hebt er das Dach von allen möglichen Häusern und zeigt die Eingeweide von Paris. Es ist ein furchtbares Buch, reich, groß und schön, trotz all dem Häßlichen, das es birgt.*

Erste Abteilung

## R O M A N E

*Die Meisterromane des jüngern Peladan, bis 1900*

**Weibliche Neugier  
Einweihung des Weibes  
Das Weib des Künstlers  
Der Sieg des Gatten  
Das allmächtige Gold**

*Die populären Romane des ältern Peladan, seit 1900*

**Una cum Uno  
Das unbekannte Schicksal**

*Ernst Schur, Zeitschrift für Bücherfreunde*

*Was Peladans Werk die Ausnahmestellung gibt, ist die wundervolle Klarheit der Sprache, die Biegsamkeit des Ausdrucks, die wechselvolle Schönheit der Modulation. So daß es uns scheint, als hörten wir von fern eine Musik zu den Worten, ein überirdisches Rauschen, eine Melodie. Und diesen Reichtum, diese Feierlichkeit des Sprachlichen hat der Uebersetzer Emil Schering dem Werke zu erhalten gewußt.*

---

Georg Müller, München, Elisabethstraße 26

**Palais Heinroth**

**Bar — 5-Uhr-TEE**

**Neue Amerikanische Kapelle**

Rantstraße 8 / Telephon: Steinplatz 13928

# Jordan & Hartmann

Innenausbau — Möbel

Stoffe — Antiquitäten

**Berlin**

Kurfürstendamm 33

Fernsprecher: Steinplatz 6599

**München**

Blumenstraße 1

**Pelz-Haus**  
*abuco*  
Leipziger Str. 58  
Zahlungserleichterung

**Sanatorium Dr. Graul**

Bad Neuenahr

für Zucker-, Verdauungskranke

Keine Postkarten, sondern nur künstlerische

## Aktphotographie

Man verlange Probesendung

Hamburg 36, Schießfach 119

G. Mehlert / 1892

In Hollandjke. Bei Goldgebillen  
*MM* ihre Kehlen setzen;  
 Ihnen bleibt Matheus Müller  
 Höflichster von allen Schätzen.

# Matheus Müller

ELTVILLE